

Er. Majestät könnten noch so feierlich versichern, daß Sie durchaus keine feindlichen Absichten gegen Paris hegen, daß Sie die fremden Mächte nicht zu Ihrer Hilfe herbeigerufen, das geängstete Volk würde leider diesen Versicherungen mißtrauen! Denn mitten in seiner Wuth hat es doch das unbestimmte Bewußtsein des Verbrechens, das es begeht, indem es sich auflehnt und empört gegen seinen König, und es fühlt, daß es übermenschlich, daß es göttlich wäre, wenn Er. Majestät dem Volk sein Verbrechen vergeben wollten, deshalb glaubt es nicht an solche Vergebung."

"Wie gut der General Lafayette die Gedanken dieses aufrührerischen Gesindels, welches er Volk nennt, zu interpretiren versteht," rief die Königin mit einem spöttischen Lachen.

In diesem Augenblick ließ sich von unten herauf ein lautes, donnerndes Geschrei vernehmen, und tausend und aber tausend Stimmen brüllten und schriegen: „Der König! Wir wollen den König sehen! Der König!"

Ludwig's Antlitz leuchtete auf. Mit raschem Schritt trat er zum Fenster, und stieß es auf. Das Volk sah ihn nicht sogleich, aber der König sah. Er sah diesen ungeheuren Riesensplatz vor dem Schloß, der bis dahin nur von den reichen Equipagen des Adels, den demüthigen Fußgängern, den in Gallaniform aufmarschirenden Truppen seine Staffage erhalten, er sah ihn jetzt dicht angefüllt mit einer Menschenmenge, welche Lafayette: das „arme Volk," die Königin: das „aufrührerische Gesindel" genannt hatte, Kopf an Kopf gedrängt, in ungeheuren Massen, wogte dieses schwarze, bewegliche Meer auf und ab, und aus ihm leuchteten hier und dort wuthentbrannte Gesichter, blizende Augen, geballte Fäuste, nackte Arme, in der Morgensonne funkelnde Piken und Gewehre hervor, während ein ungeheures Getöse, wie es aus der Tiefe des vom Sturm aufgeweichten Meeres hervordringt, die Luft erfüllte.

"Sie haben wohl Recht, Lafayette," sagte der König, welcher mit ruhigem Blicke dieses schwarze Menschenmeer überschauete, „Sie haben wohl Recht, dies ist das Volk, denn es sind wohl zwanzigtausend Menschen hier bei einander und der Himmel behüte mich, daß ich diese vielen Tausende alle für Verbrecher und Gesindel halten möchte. Ich glaube —"

Ein ungeheures Jubelgeschrei erfüllte jetzt die Luft, die eben noch von dem Donner des Wuthgebrülls erzittert war. Man hatte den König bemerkt, Einer hatte dem Andern dieses offene Fenster gezeigt, hinter welchem der König stand, und nun wandten sich alle Köpfe und alle Blicke diesem Fenster zu, und nun tönte es aus zwanzigtausend Kehlen: „Es lebe der König! Es lebe unser Vater Ludwig!"

Der König wandte sich mit einem stolzen, glücklichen Lächeln zu den Cavalieren und den Ministern, welche hinter ihm standen, während Marie Antoinette sich in die

äußerste Ecke des Gemaches zurückgezogen hatte, und dort, ihre beiden Kinder mit ihren Armen umschlingend und an ihren Busen drückend, auf einen Sessel niedergesunken war.

"Was sagten Sie mir denn, meine Herren?" fragte der König. „Wollte man mich nicht glauben machen, daß mein gutes Volk seinen König hasse, und ihm übel wolle? Nun, da ich mich ihm nur zeige, jauchzt es mir entgegen!"

"Nach Paris!" brüllte es jetzt aus den Menschenwogen hervor. „Wir wollen, daß der König nach Paris komme!"

"Was sagen sie? Was wollen sie?" fragte Ludwig, sich an Lafayette wendend, welcher jetzt dicht neben ihm stand.

"Sire, sie rufen Er. Majestät entgegen, was sie wünschen und begehren! Sie sehen, daß Er. Majestät sich mit der königlichen Familie nach Paris begeben!"

"Und Sie, General, was sagen Sie?" fragte der König.

"Sire, ich erlaube mir schon vorher Er. Majestät zu sagen, daß Worte und Versprechungen nicht mehr genügen, um das wüthende, geängstete Volk zu beruhigen, und ihm die Gewähr zu geben, daß Er. Majestät keine feindlichen Absichten gegen Paris hegen."

"Aber wenn ich mich nach Paris begeben, und dort meine Residenz aufschlüge, so würde das Volk die Ueberzeugung gewinnen, daß ich nichts Feindliches gegen meine eigene Residenz würde unternehmen lassen. Nicht wahr, das wollen Sie sagen?"

"Ja, Sire, das wollte ich sagen."

"Nach Paris, nach Paris!" donnerte es jetzt wieder von unten herauf. „Der König soll nach Paris kommen!"

Ludwig trat vom Fenster zurück und hinein in den Kreis seiner Minister, die mit bleichen, verstörten Gesichtern ihn umgaben.

"Meine Herren," sagte der König, „Sie sind meine Rathgeber. Wohlan, ertheilen Sie mir jetzt Ihren Rath! Sagen Sie mir jetzt, was ich thun soll, um den Frieden und die Ruhe wieder herzustellen?"

Aber Keiner von ihnen gab Antwort. Verlegen und verwirrt schauten sie zur Erde nieder, und nur der Minister Necker fand nach einer langen Pause den Muth, die Frage des Königs beantworten zu wollen.

"Sire," sagte er, „es ist eine Frage von ungeheurer Tragkraft, welche Er. Majestät da geruhen uns vorzulegen, und die Beantwortung derselben entscheidet vielleicht über das Schicksal der Monarchie. Da Er. Majestät aber die Meinung Ihrer Minister vernehmen wollen, so erlaube ich mir, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß es wohl das Zweckmäßigste und Gerathenste wäre, wenn Er. Majestät die Wünsche des Volks erfüllten und sich sofort nach Paris begeben!"

„Ich dachte es wohl," murmelte der König, das Haupt senkend.

"Nach Paris!" rief die Königin, sich aufrichtend. „Es ist unmöglich, es kann nicht Ihr Ernst sein, daß wir uns freiwillig in den Abgrund der Revolution stürzen sollen, um von ihm verschlungen zu werden! Nach Paris!"

"Nach Paris!" tönte es von unten herauf, als hätten die Worte der Königin in den Herzen des Volks ein furchtbares, tausendstimmiges Echo gefunden. „Nach Paris! Der König und die Königin sollen nach Paris kommen!"

"Um niemals wieder von dort fort zu kommen!" rief die Königin unter hervorstürzenden Thränen.

"Sprechen Sie, Lafayette," rief der König. „Was meinen Sie?"

"Sire, ich meine, daß es nur noch ein Mittel giebt, den Frieden wieder herzustellen, und das Volk zu beruhigen, und daß dieses Mittel darin besteht, daß Er. Majestät sich noch heute mit der königlichen Familie nach Paris begeben."

"Es ist auch meine Ansicht," sagte Ludwig ruhig. „Gehen Sie denn, Lafayette, sagen Sie den Leuten, daß der König und die Königin nebst dem Dauphin und Madame noch heute nach Paris abreisen werden."

Die einfach und gelassen ausgesprochenen Worte des Königs brachten eine sehr verschiedene Wirkung auf diejenigen hervor, welche sich in dem Cabinet des Königs befanden. Man sah da Gesichter ausleuchten in Freude, während andere erbleichten vor Entsetzen; man hörte Seufzer der Entmutigung und Aufschreie der Freude. Jeder fühlte, daß in diesem Moment über die Zukunft der Königsfamilie entschieden sei, nur sahen die Einen da den Untergang, wo die Andern neue Hoffnung erblickten.

Die Königin allein hatte jetzt eine ernste, entschlossene Miene angenommen; ein edler Stolz leuchtete von ihrer hohen Stirn und mit fast freudigem Ausdruck blickte sie auf den Gemahl hin, der jetzt wenigstens doch sich aufgerafft hatte zu einer That, zu einem bestimmten Entschluß.

"Der König hat gesprochen," sagte sie inmitten der tiefsten Stille, welche jetzt eingetreten war, „uns ziemt es, dem Willen des Königs zu gehorchen und uns zu unterwerfen. Frau von Campan, lassen Sie alle Vorbereitungen zu meiner Abreise treffen und nehmen Sie Bedacht darauf, daß wir wohl längere Zeit in Paris bleiben werden!"

"Nun, Lafayette," fragte der König, da der General noch zögernd vor ihm stand, „warum eilen Sie nicht, dem Volke meinen Willen kund zu thun?"

"Sire," erwiderte Lafayette feierlich, „es giebt Momente, in welchen das Volk nur durch die Stimme Gottes oder seines Königs beruhigt werden kann, und wo jede andere Menschenstimme von dem Donner des Sturmes überhört wird."

"Sie glauben, dies wäre ein solcher Moment?" fragte der König, „Sie glauben, ich selber müßte dem Volke verkünden, was ich thun will?"

Lafayette verbeugte sich leicht und deutete dann mit der Hand nach dem Fenster, das eben wieder erdröhnte von dem donnernden Rufe: „Der König! Wir wollen den König sehen! Er soll nach Paris kommen! Der König! Der König!"

Ludwig horchte eine Zeit lang in gedankenvollem Schweigen auf dieses unterirdische Donnern, das zugleich so voll Majestät und Entsetzen war, dann hob er rasch sein Haupt empor.

"Ich will Ihren Rath befolgen, General," sagte er ruhig. „Ich will dem Volke meinen Entschluß kund thun! Reichen Sie mir Ihre Hand, Madame, begeben wir uns in das Balconzimmer! Und Sie, meine Herren, folgen Sie mir!"

Die Königin nahm ohne ein Wort der Erwiderung die dargereichte Hand ihres Gemahls, und gab die andere dem kleinen Dauphin, der sich schüchtern an sie anklammerte, während ihre Tochter Theresie ruhig und unbefangen neben ihnen herschritt.

## 14.

## Nach Paris.

Ohne ein Wort zu sagen, mit hastigen Schritten, durcheilte das königliche Paar, gefolgt von den Ministern und Postleuten, die beiden nächsten Zimmer und trat jetzt ein in das Balconzimmer, das, in der Mitte des Hauptgebäudes gelegen, einen weiten Blick über den innern Hof und den Platz vor demselben gewährte.

Der Kammerdiener Sue beilte sich, auf einen Wink des Königs die großen Flügeltüren zu öffnen und der König, sich von Marie Antoinette mit einem Lächeln beurlaubend, trat hinaus auf den Balcon.

Augenblicklich, als habe der Arm Gottes sich ausgestreckt und diesem tobenden Meere Ruhe geboten, verstummte das Draußen und Wogen; dann, als man den König erkannt hatte, brach ein unermesslicher Jubel los, immer sich vergrößernd, immer höher anschwellend, über den weiten Platz dahin, und hinein in die anliegenden Straßen.

"Der König! Es lebe der König!"

Ludwig, bleich vor Erregung, mit Thränen in den Augen, trat vor bis dicht an den Rand des Balcons, und hob, Ruhe gebietend, und zum Zeichen, daß er reden wolle, seine beiden Arme empor.

Man verstand dieses Zeichen und gehorchte den lauten Stimmen, welche hier und da sich aus der tosenden Menge erhoben, und zum Schweigen, zur Ruhe aufforderten.



Dann über den Häuptern der Tausende, die athemlos, mit glühenden Augen emporstarrten, ertönte die laute, kräftige Stimme des Königs.

„Ich will meinem geliebten Volke den Beweis geben,“ sagte er, „daß man meinem väterlichen Herzen ohne Grund mißtrauet. Ich werde heute mit der Königin und meinen Kindern nach Paris abreisen, und dort meine Residenz aufschlagen. Kehret also nach Paris zurück, meine Kinder, ich folge Euch in einigen Stunden, und komme nach Paris.“

Dann, während das Volk in brausendes Freudenbeschrei ausbrach und die Arme, die Mützen, die Tücher hoch emporschwenkte, trat Ludwig langsam von dem Balkon zurück in den Saal.

In demselben Moment entstand da unten eine neue Bewegung, ein neues Geschrei. „Die Königin soll sich zeigen! Wir wollen die Königin sehen! Die Königin! Die Königin!“

Und immer dringender, immer gewaltiger und wüthender, in tausendstimmigem Chor donnerte dieser gebieterische Ruf durch die offenen Balkonthüren herein.

Die Königin nahm ihre beiden Kinder bei der Hand und that einige Schritte vorwärts. Aber der König hielt sie zurück.

„Gehen Sie nicht, Marie,“ sagte er mit zitternder Stimme und ängstlicher Miene. „Nein, gehen Sie nicht! Es ist ein so fürchterlicher Anblick, dieses wüthende Gewoge zu seinen Füßen zu sehen, es ist sinnverwirrend! Gehen Sie nicht, Marie!“

Aber das Geschrei da unten hatte sich jetzt in das Loben eines Orkans verwandelt, der die Mauern des Schlosses erzittern machte.

„Sie hören wohl, Sire,“ sagte Marie Antoinette, „es ist eben so viel Gefahr dabei, nicht gesehen zu werden, als zu sehen. Lassen Sie mich also thun, was Sie gethan haben. Kommt, meine Kinder!“

Und in der Mitte ihrer beiden Kinder trat die Königin entschlossenen Schrittes und hochgehobenen Hauptes hinaus auf den Balkon, gefolgt von dem König, der sich hinter Marie Antoinette aufstellte, als wäre er eine Schildwache, die ihre Sicherheit und ihr Leben zu beschützen habe.

Aber das Erscheinen der ganzen königlichen Familie brachte nicht die Wirkung hervor, welche Ludwig vielleicht gehofft hatte. Das Volk brach nicht in Freudenbezeugungen, in Jubel aus. Es schrie und tobte, es heulte und freischte: „Die Königin allein! Keine Kinder! Wir wollen die Königin allein! Fort mit den Kindern!“

Vergebens, daß Ludwig jetzt wieder vortrat bis an den Rand des Balkons, vergebens, daß er wieder, Schweißgen gebietend, die Arme ausstreckte, daß er endlich seine Stimme erhob und Ruhe gebot. Diese Stimme verhallte unter dem fürchterlichen Losen der rasenden Menge, die mit gehobenen Fäusten, mit Pfifen und Gewehren zu dem Balkon hinaufsteigte, und deren

wüthendes Gebrüll den kleinen Dauphin so sehr entsetzte, daß er in lautes Weinen ausbrach.

Die königliche Familie zog sich zurück, und trat wieder in das Gemach, in welchem sie von den bleichen, zitternden, sprachlosen, weinenden Hofleuten und Dienern empfangen ward.

Aber das Volk da unten beruhigte sich nicht. Es schien, als wolle es sich selber die Ueberzeugung verschaffen, daß sein Wille sogar dem König und der Königin Befehle geben, und Gehorsam von ihnen fordern könne.

„Die Königin! Wir wollen die Königin sehen!“ tönte es fort und fort. „Die Königin soll sich zeigen!“

„Wohlan, es sei!“ rief Marie Antoinette mit fühner Entschlossenheit, und mitten durch die Hofleute, welche sie aufhalten, welche sich ihr entgegen stellen wollten, machte sie sich Bahn, drängte den König, der sie mit flehenden Worten beschwor, nicht zu gehen, mit einer ungeduldrigen Bewegung zurück, und trat hinaus auf den Balkon. Allein, ohne irgend eine Begleitung, einen Schutz, wie sich die Löwenbändigerin in den Käfig des Löwen stürzt, nur mit dem Blick ihres Auges, mit der gebieterischen Miene ihres Antlitzes das Anthier beherrschend, daß es sich zu ihren Füßen niederschmeigt!

Und der Löwe war gebändigt; sein fürchtbares Gebrüll verstummte, und von Staunen, von Bewunderung ergriffen schauten all' diese Tausende mit funkelnden Augen, mit bewegter Miene empor zu dieser Königin, dieser Tochter der Cäsaren, welche da oben die Arme über der Brust in einander geschlagen, mit ruhiger, stolzer Haltung da stand, und gefassten Auges hinabschaute in den gährenden und wogenden Abgrund.

Das Volk, hingerissen, überwältigt von dieser Kühnheit, dieser königlichen Ruhe, brach in lautes Beifallsgeschrei, in vieltausendstimmiges Bravo aus, und unter diesem tosenden Brüllen und Schreien zog sich die Königin, mit einem stolzen Lächeln auf den Lippen, wieder von dem Balkon in das Zimmer zurück.

Der Dauphin flog ihr mit offenen Armen entgegen, und umklammerte ihre Knie. „Mama Königin, meine liebe Mama Königin,“ rief er, „bleibe bei mir, gehe nicht wieder hinaus zu diesen schrecklichen Menschen. Ich fürchte mich vor ihnen! Oh, ich fürchte mich!“

Marie Antoinette hob den Knaben in ihre Arme empor, und drückte mit ihren kalten, bleichen Lippen einen Kuß auf seine Stirn. Einen Augenblick schien es, als fühle sie sich übermannt von dem fürchterlichen Moment, den sie durchlebt, als wollten die Thränen, welche in ihrem Herzen brannten, sich mit überwältigender Macht emporsürzen in ihre Augen. Aber Marie Antoinette überwand diese Schwäche der Frau, denn sie fühlte, daß sie in dieser Stunde nur Königin sein dürfe.

Mit dem Dauphin in ihren Armen, und ihn fest an ihr Herz drückend, schritt sie zu dem König hin, der

sich eben, um seine Gemahlin nicht die Thränen sehen zu lassen, welche sein Antlitz überflutheten, in das anstößende Gemach zurückgezogen hatte, und an der Thüre desselben lehnte.

„Sire,“ sagte Marie Antoinette, in dieses Gemach eintretend, und ihm den Dauphin darreichend, „Sire, ich beschwöre Sie, daß Sie in dieser fürchterlichen, qualvollen Stunde mir ein Versprechen leisten wollen.“

„Was ist es, Marie?“ murmelte der König. „Was wünschen Sie?“

„Sire, bei Allen, was Ihnen und mir theuer ist,“ fuhr die Königin fort, „bei dem Wohle und Heile Frankreichs, bei dem Ihren, bei dem Wohl und Heile dieses geliebten Kindes, Ihres Nachfolgers, beschwöre ich Sie, mir zu versprechen, daß, wenn wir jemals noch eine ähnliche Schreckensscene durchleben müssen, und Sie die Mittel haben, ihr zu entfliehen, daß Sie sich dann diese Gelegenheit nicht wollen entgehen lassen.“

Der König, von dem edlen, erglüheten, energischen Antlitz der Königin, von der Gewalt ihrer Stimme und ihres Ausdrucks tief ergriffen, der König wandte sich ab. Er wollte sprechen, er vermochte es nicht, die Thränen erstickten ihm die Stimme, und als schäme er sich dieser Schwäche, drängte er die Königin mit dem Dauphin sanft von sich zurück, eilte rasch durch das Gemach und verschwand durch die Thüre auf der entgegengegesetzten Seite desselben.

Marie Antoinette schaute mit einem langen, traurigen Blick ihm nach, und wandte sich dann wieder zurück nach dem Balkonzimmer. Ein Schauer durchrieselte ihre Seele, und eine finstere, graufenvolle Ahnung machte ihr Herz für einen Moment erstarren.

Sie erinnerte sich, daß dieses Zimmer, in welchem sie heute so unermeßliche Qualen erduldet, dieses Zimmer, welches noch jetzt durchhallt ward von dem Geschrei des Volkes, das heute zum ersten Male der Königin Befehle erteilt hatte, sie erinnerte sich, daß dieses Zimmer das Sterbezimmer Ludwigs des Vierzehnten gewesen. † Eine schmerzliche Ahnung sagte ihr, daß dieses Gemach heute das Sterbezimmer des Königthums geworden! Wie ein bleiches, blutriesendes Todesgespenst ging die Zukunft an ihrem innern Auge vorüber, und mit jener Gedankenfahne, welche den Momenten der höchsten geistigen Aufregung angehört, vergegenwärtigte sie sich alle die finstern Warnungen, welche das Schicksal ihr gegeben. Sie gedachte der Bilder des Bethlehemitischen Kindermordes, welche die Wände des Zimmers schmückten, in dem sie als Dauphine die erste Nacht auf französischem Boden zugebracht, dann jener fürchterlichen

\* Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Beauschéne: Louis XVII. Sa vie, son agonie et sa mort. I. 45.

† Historisch. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette. 195.

Prophezeiung, welche auf ihrem Wege nach Paris der Graf Cagliostro ihr gemacht, des Schaffots, welches er ihr gezeigt; sie gedachte des Orkans, der die Erde erbeben gemacht, die Bäume entwurzelt hatte in der ersten Nacht, welche die Dauphine in Versailles geschlafen. Sie gedachte ferner des fürchterlichen Unglücksfalles, welcher am nächsten Tage beim Feuerwerk in Paris vielen hundert Menschen das Leben gekostet. Sie erinnerte sich alsdann jenes Momentes bei der Krönung, wo der König mit der Hand nach der Krone griff, welche der päpstliche Nuntius so eben ihm aufsetzte, und wie er schmerzlich ausrief: „Sie sticht mich.“<sup>\*)</sup> Und jetzt schien es ihr eine neue, unheilvolle Vorbedeutung, daß die heutige Scene des Schreckens sich in dem Sterbezimmer jenes Königs begeben, dem Frankreich seine Größe und seinen Ruhm verdankte.

„Wir sind verloren, verloren,“ murmelte sie in sich hinein. „Nichts kann uns mehr retten! Das Schaffot ist da!“

Mit einer stummen Handbewegung, einem leisen Neigen ihres Hauptes entließ die Königin die Anwesenden, und kehrte nun in ihre Gemächer zurück, die jetzt von den Soldaten Lafayette's bewacht wurden, und die nichts mehr ahnen ließen von den Scenen des Schreckens, welche vor einigen Stunden erst hier stattgefunden.

Einige Stunden später wurden auf dem großen Platze vor dem Schlosse zwei Kanonen gelöst. Sie verkündeten der Stadt Versailles, daß der König, die Königin und ihre Kinder so eben das stolze Königsschloß, die einsame, unnahbare Residenz in Versailles verlassen, um—niemals dahin zurückzukehren.

Von dem hohen Thurme der Ludwigskirche, in welcher jüngst erst die Eröffnung der Generalstaaten gefeiert worden, schlug die große Glocke eben die erste Stunde nach Mittag an, als der Wagen vor dem großen Schloßportal vorfuhr, in welchem die königliche Familie sich nach Paris begeben sollte. Eine Reihe anderer Wagen bildete den Cortége dieser königlichen Equipage. Diese Wagen waren für die Mitglieder und Deputirten der Generalstaaten bestimmt. Denn sobald die Abreise des Königs nach Paris gemeldet ward, decretirte die National-Versammlung, daß sie sich für unzertrennlich erachte von der Person des Königs, und daß sie demselben daher nach Paris folgen werde. Eine Deputation hatte sich sofort in das Schloß begeben, um dem König dieses Decret mitzutheilen, und war von Ludwig mit freundlichen Dankesworten empfangen worden.

Marie Antoinette aber hatte mit einem verächtlichen Lächeln die Kunde von diesem Beschluß der National-Versammlung empfangen, und ein zorniger Blick war in ihren Augen aufgелеuchtet.

„Die Herren vom Tiers-Etat haben also ihren

\*) Historisch.



Zweck erreicht," rief sie zürnend. „Sie allein haben diese Revolte veranlaßt, damit die National-Versammlung einen Vorwand hatte, von Versailles fort und nach Paris zu kommen. Nun, sie haben es erreicht! Doch man sage mir nicht, daß die Revolution damit geschlossen ist. Im Gegenteil, die Hydra wird jetzt erst alle ihre Köpfe hervorstrecken, und sie wird uns zerfleischen! Aber gleich viel! Ich will lieber von ihr zerfleischt werden, als mich vor ihr beugen!“

Und mit hochgehobenem Haupt, mit ruhiger Miene hatte Marie Antoinette die große Carosse bestiegen, in welcher die königliche Familie die Reise nach Paris machen sollte. Neben ihr saß der König, zwischen ihnen beiden der Dauphin. Ihnen gegenüber auf dem breiten Rücksitz ihre Tochter Therese, Prinzessin Elisabeth, und Frau von Tourzel, die Gouvernante der Kinder von Frankreich.

Hinter ihnen, in einem langen, unübersehbaren Zuge folgte zuerst ein Artillerie-Train, dann das mit Piken und Gewehren bewaffnete Volk, Männer mit Blut, mit Staub bedeckt, Frauen mit aufgelöstem Haar, mit zerrissenen Kleidern; die meisten von ihnen trunken von Wein, erschöpft von der wüsten Nacht, vom vielen Schreien und Jubeln, und dennoch mit heisern Stimmen unanständige Lieder singend, oder mit höhnenden Worten die Königsfamilie verspottend. Hinter diesen wilden Haufen des Volkes kamen zweihundert Garde du Corps, entwaffnet, ohne Hut und Bändel, jeder von ihnen geführt von zwei Grenadiern, ihnen folgten, gleichfalls von Grenadiern bewacht, einige Soldaten von der Schweizer-Garde, und vom Regiment Flandern. In der Mitte dieses Zuges rasselten geladene Kanonen einher, neben denen je zwei Soldaten, von Männern aus dem Volke bewacht, dahin schritten. Aber fürchtbarer noch, als das Gefolge der königlichen Equipage waren die Herolde, welche ihr vorausmarschirten. Herolde, bestehend aus den tollsten, den wüthendsten dieser Männer und Weiber, ungeduldig den Moment herbeisehnend, um es der Stadt Paris zu verkünden, daß die Revolution in Versailles das Königthum gedemüthigt, daß das Volk gesiegt habe. Die blutigen Trophäen dieses Sieges führten sie mit sich, die Köpfe von Baricourt, Deshottes, den treuen Schweizern, welche im Dienste ihres Königs gestorben waren. Sie hatten diese beiden Köpfe auf Piken gesteckt, welche zwei Männer aus dem Volke dem Zuge vorausstrugen. Zwischen ihnen, mit stolzer, triumphirender Miene schritt eine riesige Männergestalt mit langem, schwarzen Bart, mit nackten, blutbesleckten Armen, mit funkelnden Augen, das Gesicht und die Hände roth von dem Blute, mit welchem er sich gewaschen, in der rechten Hand das Schlachtmesser, welches noch triefte von Blut. Das war Jourdan, welcher sich heute, da er den beiden Schweizergarden den Kopf abgeschnitten, den Namen des „Kopfabhackers“ erworben

hatte, einen Namen, welchen er während der ganzen Revolutionszeit sich zu bewahren verstand.\*

Wie die Sturmvoegel, begierig die ersten zu sein, welche Paris den Triumph des Volkes verkündeten, ungeduldig über das langsame Vorwärtsschreiten des Königszuges, eilten diese Herolde des Sieges mit dem blutigen Banner dem Zuge voran gen Paris. In Sevres machten sie Halt, nicht um zu ruhen, oder den nachfolgenden Zug zu erwarten, sondern um von dem herbeigerufenen Friseur die Köpfe der beiden Schweizer fristren und pudern zu lassen, damit sie, wie Jourdan mit brüllendem Gelächter den jubelnden Schaaren kündete, als seine Cavaliere ihren Einzug halten könnten in die Hauptstadt.

Während so vor ihnen und hinter ihnen wüthendes Geschrei, lautes Singen und Lachen ertönte, herrschte im Innern des Wagens, welchen die königliche Familie einnahm, ununterbrochenes Schweigen. Der König hatte sich in die Ecke zurückgelehnt, und hielt die Augen geschlossen, um nicht diese fürchtbaren Gestalten zu sehen, welche von Zeit zu Zeit an die Fenster des Wagens herantraten, um mit neugierigen Blicken hineinzufragen, oder mit einem spöttischen Lachen, einem zweideutigen Witzwort die unglückliche Königsfamilie zu verhöhnen.

Die Königin aber saß aufrecht, in stolzer, ernster Haltung da, muthig dem Schreckniß in's Auge schauernd, und mit keinem Zucken ihrer Wimper, mit keinem Seufzer ihrer trocknen bleichen Lippen die Qual verrathend, welche in ihrer Seele brannte.

„Mein, lieber sterben, als diesem triumphirenden „Gefindel“ die Freude gönnen, zu sehen, was ich leide! Lieber vor Erschöpfung zusammenbrechen, als mich beklagen.“

Keine Klage, kein Seufzer kam über ihre Lippen, und dennoch, — als der Dauphin nach vier Stunden dieser traurigen Fahrt mit bittendem Ausdrucke sich an seine Mutter wandte, als er mit seiner süßen Stimme flehete: „Mama Königin, mich hungert!“ — da wich der stolze Ausdruck aus den Zügen der Königin, da rannen zwei große Thränen langsam über ihre Wangen nieder!

Endlich, nach einer Fahrt von acht Stunden, endlich kam der fürchterliche Zug in Paris an. Kein Fenster in den Häusern der Straßen, durch welche der königliche Zug kam, war leer. Staunend und schauernd sahen die Bürger von Paris diesem nie gesehenen seltsamen Schauspiel zu, — der König und die Königin von Frankreich, im Triumph daher geführt von den niedrigsten Leuten aus dem Volk! Ein dumpfes Entsetzen erfaßte diejenigen, welche bis jetzt die Revolution hatten ableugnen wollen, welche vermeinten, daß Alles wieder zurückkehren würde in die alten gewohnten Formen. Jetzt konnte Niemand mehr dieser Hoffnung

\* Jourdan, der Kopfabhacker, hatte bis dahin in der königlichen Academie für Malerei und Sculptur als Modell gedient.

15.

## Mama Königin.

„Alles geht vorüber, Alles findet ein Ende, man muß nur den Muth haben, immer dessen eingedenk zu bleiben,“ sagte Marie Antoinette mit einem sanften Lächeln, als sie am Morgen nach ihrer Ankunft in Paris sich von ihrem Lager erhob und in dem improvisirten Wohnzimmer, von ihren Damen bedient, ihre Chocolate trank. „Da sind wir nun installiert in den Tuileries, und haben geschlafen, während wir doch gestern wohl meinten, wir wären verloren und nur der Tod könne uns noch die Ruhe des Schlafes geben.“

„Es war ein fürchterlicher Tag“ seufzte Frau von Campan. „Aber Eure Majestät haben ihn als Selbin durchlebt.“

„Ach, Campan,“ sagte die Königin traurig, „ich habe nicht den Ehrgeiz, eine Selbin sein zu wollen, und ich würde dem Schicksal sehr dankbar sein, wenn es mir erlaubte, von jetzt an nur noch die Frau, die Mutter sein, wenn ich nicht mehr die Königin sein darf!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; der kleine Dauphin, gefolgt von seinem Lehrer, dem Abbé Davout, hüpfte herein und slog mit ausgebreiteten Armen zu Marie Antoinette hin.

„Oh Mama Königin,“ rief er mit schmeichelnder Stimme, „ich bitte Dich, laß uns wieder in unser schönes Schloß zurückkehren. Hier in diesem großen dunklen Hause ist es abföhrlich.“

„Still, mein Kind, still,“ sagte die Königin, den schönen Knaben an sich drückend, „Du mußt das nicht sagen, Du mußt Dich gewöhnen, überall zufrieden zu sein.“

„Mama Königin,“ flüsterte das Kind, sich zärtlich an die Königin schmiegend, „es ist aber doch wahr, es ist abföhrlich hier. Doch ich werde es immer nur ganz leise sagen, damit Niemand außer Dir es hört! Aber sage mir, wem gehört denn dieses häßliche Haus, und warum wollen wir darin wohnen, da wir doch ein so schönes Schloß und einen so prächtigen Garten in Versailles haben?“

„Mein Sohn,“ erwiderte Marie Antoinette seufzend, „dieses Haus gehört Uns, und es ist ein schönes und berühmtes Schloß. Du darfst nicht sagen, daß es Dir mißfällt, denn Dein erhabener Urgroßvater, der große König Ludwig der Vierzehnte, hat in diesem Schloß, welches man die Tuileries nennt, gewohnt, und hat es berühmt gemacht vor ganz Europa.“

„Ach, ich wollte doch, wir wären erst wieder fort von hier,“ flüsterte der Dauphin Ludwig Carl, indem er seine großen, blauen Augen mit einem langen, fürchtbaren Blicke durch das weite öde Gemach schweifen ließ, welches nur spärlich mit einigen altmodischen, veralteten Meubles eingerichtet war.

sich hingeben, jetzt mußten auch die Fürchtamsten es eingestehen, die Revolution war da, und man mußte sich gewöhnen, ihr Aug' in Auge zu sehen!

Langsam bewegte der Zug sich vorwärts, langsam den Quai hinunter, der neben dem Tuileriengarten hinführt. Die Spaziergänger, welche in dem Garten sich befanden, eilten auf den Wall empor, welcher damals den Park an den Seiten des Quais begrenzte, und von hier aus dieser fürchtbaren Prozeßion zuzusehen: wie das entfesselte Volk das gefesselte Königthum dahinschleppte.

Hohn und Schadenfreude sprach aus den meisten Gesichtern dieser Zuschauer, aber manche Gesichter auch erlebten, zuckten vor Hohn und Schmerz. In den vordern Reihen der Zuschauer standen zwei junge Männer, der Eine im einfachen Civilanzug, der Andere in der Uniform eines Unterlieutenants. Das Gesicht des jungen Offiziers war bleich, aber es leuchtete von seltener Energie, und mit seinem edlen, antiken Profil, seinen flammenden Aderaugen fesselte es jeden Blick, beschäftigte es Jeden, der es anschauete.

Als das heulende, brüllende Volk mit wildem Sauchzen an ihm vorüberzog, wandte der junge Offizier mit dem Ausdruck staunender Entrüstung sich an seinen jungen Begleiter.

„O Gott,“ rief er, „mein Freund, wie ist dies nur möglich? Hat denn der König keine Kanonen, um diese Canaille zu zerschmettern?“

„Mein Freund,“ erwiderte der junge Mann lächelnd, erinnere Dich der Worte unseres erhabenen Dichters Corneille: „Dem König giebt das Volk den Purpurmantel, es nimmt zurück ihn, wenn es ihm gefällt. Der Bettler, nur von Volkes Gnaden König, giebt seinen Purpur an das Volk zurück!“

„Ach,“ rief der junge Unterlieutenant lächelnd, „was man einmal empfangen, soll man festhalten. Ich wenigstens, wenn ich Einmal von Volkes Gnaden den Purpur empfangen hätte, ich gäbe ihn nicht zurück! Aber komm, mein Freund, laß uns weiter gehen; es eckelt mich diese Canaille zu sehen, welche Du so vornehm das Volk nennst!“

Er faßte heftig den Arm des Freundes, und wandte sich dem einsameren Theil des Tuileriengartens zu.

Dieser junge Unterlieutenant, welcher mit so unwillemigem Staunen die Prozeßion der Revolution an sich vorübergehen sah, und den das Schicksal bestimmt hatte, diese Revolution dereinst zu zerschmettern, dieser junge Unterlieutenant hieß: Napoleon Bonaparte!

Der junge Mann, der ihm zur Seite ging, und den das Schicksal bestimmt hatte, auch eine Revolution zu verbringen, wenn auch nur in der Welt der Coulisfen, und die Schauspielkunst auf neue Bahnen zu leiten, der junge Mann hieß: Talma!

\* Seine eigenen Worte. Siehe Beauschöne I. 85.